

(Nachdruck verboten.)

27]

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Emma schüttelte die dünnen Bettchen auf und ging dann in die Küche zurück.

Marie Luise legte den unaufhörlich schreienden Georg in den Wagen und versuchte ihn zu beschwichtigen, indem sie ihm ein Wiegenliedchen nach dem andren vorsumzte.

Nils öffnete die Thür und rief gereizt:

„Wenn Du den Knaben nicht zum Schweigen bringen kannst, so gehe ich aus.“

„O nein, bester Nils,“ sagte Marie Luise bittend, „wilst Du Dich nicht so lange in das Wohnzimmer setzen, wir können ja beide Thüren schließen?“

„Es ist kein Petroleum auf der Lampe.“

„Ich will Emma sagen, daß sie etwas aufzieht. — Still nun, mein Zunge, eia, wi wi i. Sobald Georg nur eingeschlafen ist, komme ich zu Dir, Nils, das ist meine kleine Rast.“

Sie reichte ihm die eine Hand, mit der andren hielt sie den Wagen, und Nils erfaßte sie, wenn auch ein wenig widerstrebend, so doch nicht unfreundlich.

Dann ging er wieder.

Ungefähr eine halbe Stunde später schien Herr Georg genug Lungengymnastik getrieben zu haben, er schloß die großen, blauen Augen, ließ aber den Mund ein wenig offen stehen, gleichsam um vorbereitet für die nächste große Arie zu sein.

Marie Luise küßte vorsichtig die eine kleine, zusammengepreßte Hand, deren Daumen energisch nach oben zeigte, schlich leise aus dem Zimmer und löste Emma in der Küche ab.

Nachdem die einfache Abendmahlzeit beendet war, setzte sie sich in das Sofa, das sie am ersten Abend im eignen Heim eingeweiht hatten, und zog Nils neben sich nieder.

„Was fehlt denn meinem Alterchen heute abend,“ sagte sie innig, „hast Du irgend einen Verdruß gehabt?“

Sie hatte die beste Eigenschaft, die nur eine Frau haben kann, die kleine anspruchslose, einfache Marie Luise, sie war groß im Kleinen. Alle diese hundertfältigen täglichen Pflichten, welche die Gemüthlichkeit aus dem Hause jagen, wenn man sie nicht mit der leichten Hand der Liebe angreift, verstand sie mit unermüdlicher Geduld zu regeln. War Nils schlechter Laune, betrachtete sie es nicht als ein Uebel, das mit Uebeln vergolten werden mußte, sie verschonte es so leise und in gewisser Weise so mitfühlend, wie man einem Kinde die eingebildeten Schmerzen fortbläst. Hatte er dagegen einmal einen wirklichen Kummer, konnte es vorkommen, daß sie außerhalb stehen blieb, schließlich aber fand ihre Liebe immer irgend ein Schlupfloch, und sie linderte mit Liebesworten, was sie nicht besser verstand oder wo sie nicht zu helfen vermochte.

Auch jetzt sprach er sich vertrauensvoll gegen sie aus, und dann versuchten sie ehrlich jeder die Hälfte der Bürde zu tragen.

„Es wird besser werden, Nils, wir dürfen nicht ungeduldig sein. Wenn Georg erst ein wenig weiter ist, will ich wieder mit der Näharbeit beginnen.“

„Du arbeitest Dich noch krank,“ verietzte er finster.

„Nein, darum brauchst Du Dich nicht zu sorgen. Die Arbeit wird mir nicht schwer, wenn ich nur fröhliche Gedanken habe, und Du weißt ja, daß ich auf die Zukunft hoffe.“

„Wie lange wirst Du das können?“

„Immer, denke ich. Ich habe ja schon einmal erfahren, daß man nie zu lange wartet, wenn man auf etwas Gutes wartet, seit meinen Kinderjahren habe ich Dich geliebt, bis Du schließlich mein eigen geworden bist.“

Sie schlang die Arme um seinen Hals und schmiegte sich zärtlich an ihn. Er klopfte sie sanft auf den Rücken, legte dann die Arme um ihren Leib und setzte sie auf sein Knie. So saßen sie lange, ohne ein Wort zu sagen, dann traten sie Hand in Hand auf den Zehenspitzen, um ihn nicht zu wecken, an das Bett des Kleinen.

Sie standen und schauten in sein kleines rundes Gesicht und fragten sich, was wohl aus ihrem kleinen Georg werden würde. Es waren keine großartigen Träume, die sie zu-

sammenphantasierten, sondern nur ganz anspruchslose, mittel-mäßige Ziele, wie sie der aufstellt, der eine harte Schule durchgemacht hat.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und gegen zwölf Uhr kam Dora zu der Schwester. Nils war ausgegangen und Georg eben eingeschlafen, sie konnte also nicht gelegener kommen.

„Willkommen, liebe Dora,“ begrüßte Marie Luise sie. „Wie geht es Mutter?“

„O danke, gut, sie läßt grüßen. Wir haben einen Brief von Günther bekommen. Er wird wohl den Winter in Lund bleiben.“

„Er scheint richtig mit Schonen verwachsen zu sein. Erst sollte er ja nur einen Monat bleiben, und jetzt ist er da Juni, Juli, August gewesen. Er wird sich doch wohl dort nicht verliebt haben?“

„Das glaube ich nicht. Es müßte denn schon in Nina Gadde sein.“

„Ist die jetzt wieder da?“

„Ja, sie ist einige Monate dort gewesen, der Graf ist ja ihr Pate, schrieb Günther, aber im September sollte sie mit ihrer Familie nach Stockholm kommen.“

Dora hatte abgelegt und saß jetzt am Fenster, ohne in dessen hinauszuschauen.

Marie Luise setzte sich ihr gegenüber und faßte ihre beiden Hände.

„Ich habe mich lange gewundert, was Dir fehlt, Kleine,“ sagte sie mütterlich, „Du bist in letzter Zeit so verändert gewesen. Ich habe Dich schon verschiedentlich fragen wollen, aber es kommt jetzt so selten zu vertraulicher Aussprache zwischen uns. Was ist es, das Dich so ernst und blaß gemacht hat, Dora?“

Dora riß sich heftig von der Schwester los, während sie dunkelrot von dem warmen Blutstrom wurde, der ihr bei der Erinnerung an die letzte Begegnung mit Baron Kurt in das Gesicht stieg.

„Es ist nichts,“ sagte sie ausweichend.

„Jetzt sprichst Du nicht die Wahrheit, Dora. Willst Du mir nicht sagen, was es ist? Ich habe mehr Erfahrung, und dann halte ich ja so viel von Dir. Vielleicht kann ich Dir helfen.“

„Nein, das kann niemand.“

Dora brach in ein furchtbares Schluchzen aus, glitt auf den Fußboden nieder und verbarg den Kopf in der Schwester Schoß.

„Mein liebes, liebes Kind, Du ängstigt mich wirklich. Komm, laß uns in das Wohnzimmer gehen und uns dort auf das Sofa setzen, dann mußt Du versuchen, mir alles aufrichtig zu erzählen.“

Dora gehorchte. Abgerissen, mit zitternder Stimme beichtete sie alles ausführlich, und Marie Luise lauschte erschrocken. Sie hatte nie gedacht, daß ein Mann sich so etwas gegen ein Mädchen aus guter Familie herausnehmen könnte.

„Arme, kleine Dora, und das hast Du so für Dich getragen,“ sagte sie schließlich, „aber Du hättest auch nicht mit ihm gehen dürfen.“

„Ich wollte ein Vergnügen haben, an etwas andres dachte ich nicht dabei,“ schluchzte Dora, „und,“ setzte sie zaudernd hinzu, „jetzt, da ich jeden Tag nach wie vor ins Comptoir gehe, kann ich nicht dafür, daß ich Sehnsucht nach ihm habe oder — ich weiß nicht, ob es nach ihm oder überhaupt nach jemand ist, der mich liebt und mich in die Welt hinausführt. Das ist das Schlimmste, daß ich nach diesem schrecklichen Tage angefangen habe, mich nach so vielem zu sehnen, an das ich nie zuvor gedacht habe. Verstehst Du das?“

Ja, das glaubte Marie Luise zu verstehen. Es waren natürlich die weiblichen Instinkte, die bei der kleinen Dora erwachten; es war der unbestimmte Wunsch nach einem eignen Heim, der sich in ihr bildete.

„Denke mir, Dora, wenn Du so glücklich werden könntest wie ich,“ sagte sie lächelnd, „und ein einfaches kleines Heim bekommen.“

Dora schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein, das wäre nichts für mich. Geh nein! — Verzeih mir, Ni Du, aber es wäre mir unerträglich, mich so abquälen zu müssen wie Du. Ich möchte mich auch verheiraten,

und zwar nicht mit einem alten Mann, wie ich früher wollte, aber siehst Du, ich will leben und mein Leben genießen.“

„Liebe Dora, es giebt wohl keinen größeren Genuß als jemand aufrichtig lieb zu haben, dann ist man reich trotz aller Armut.“

„Nein, das ist nicht meine Ansicht. Ich würde so kleine Verhältnisse nicht ertragen können, wenigstens würde ich mich nicht freiwillig hineinstürzen. Ich habe kein Verständnis dafür, nur in einem andern aufzugehen, verlange aber von diesem andern so viel Liebe und Rücksicht, daß er mir meine Fehler verzeiht.“

„Du bist recht oberflächlich, Dora. Man könnte fast glauben, daß Dir in der Angelegenheit mit dem Baron das Unangenehmste ist, jetzt ein Vergnügen entbehren zu müssen.“

Dora schwieg. Sie wußte, die Schwester würde niemals den verworrenen Gedankenknoten in ihr entwirren können. Marie Luise würde geduldig gezupft und gewickelt haben, wenn dieser Knoten von Geldnot oder Liebestummer hergerührt hätte, doch was Doras lebenslustiges Gemüt beschäftigte und peinigte, verstand sie nicht. —

Frau Lejer hatte vergeblich auf Nachricht gewartet, daß Eben nach Hause kommen würde. Sie hatte sich den ganzen Sommer danach geseht und darauf gehofft, doch Eben ließ nichts von sich hören. Jetzt in den ersten Tagen des Dezembers kam indessen ein Brief von ihm. Er hatte mehr zu ihm bekommen und konnte nicht abkommen, statt dessen machte er den Vorschlag, daß die Mutter und Dora nach Amerika kommen und sich dort niederlassen sollten. Sie könnten sich die Sache ja bis zum Frühling überlegen; dann würde er alles so weit eingerichtet haben, daß er sie aufnehmen könnte.

„Mutter soll es so gut haben,“ schrieb er, „sich nur ausruhen auf ihre alten Tage. Dora muß sich natürlich nützlich machen. Sie kann wohl die Wirtschaft führen, damit Mutter keine Last davon hat. Reisegeld und noch etwas mehr werde ich schicken, aber es ist ganz unmöglich, es hier länger auszuhalten, wenn nicht einer von Euch daheim kommt. Hätte ich nur so viel, würde ich wieder nach Schweden zurückgehen und dort bleiben, doch daran ist in vielen Jahren noch nicht zu denken, und während das Gras wächst, stirbt die Kuh, wenn ich heim komme, werden wohl alle alten Bekannten dahin sein.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Erdmagnetismus.

Ein „magnetisches Gewitter“ tobte am letzten Sonnabend, am 31. Oktober, über einem großen Teil der Erde; das ganze westliche Europa sowie die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren der Schauplatz dieser verhältnismäßig seltenen Erscheinung. Gewöhnliche Gewitter linden sich mit Donner und Blitz an und machen sich dadurch jedem vernehmlich; ein magnetisches Gewitter dagegen bleibt von den meisten Menschen vollständig unbeachtet, weil die Strömungen, um die es sich dabei handelt, keinen unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnesorgane hervorrufen. Deshalb sind diese Erscheinungen noch vor weniger als einem Jahrhundert überhaupt unbekannt und unbeachtet gewesen, und erst seit dem genaueren Studium des Magnetismus und der systematischen andauernden Beobachtung des magnetischen Zustandes ist man auf sie aufmerksam geworden.

Eine Magnetnadel nimmt im allgemeinen, wenn sie frei beweglich ist, eine bestimmte Lage ein, sie weist mit dem einen Ende nach Norden, mit dem andern nach Süden. Den seefahrenden Völkern des Altertums, den Phöniciern und Griechen, und später den Karthagern und Römern, war diese Eigenschaft unbekannt, weshalb ihre Schifffahrt im wesentlichen Küstenschifffahrt blieb. Die Chinesen dagegen, deren Kulturentwicklung keinen unmittelbaren Zusammenhang mit der griechischen aufweist, benutzten die feste Richtung der Magnetnadel schon früh, um sich zu Lande, in den Wäldern der Tartarei, und zu Wasser zurechtzufinden, schon im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durchkreuzten chinesische Schiffe den indischen Ocean. Von China aus scheint die Magnetnadel nach Europa gekommen zu sein, wo der Schiffskompaß im 13. Jahrhundert bekannt wurde.

Die Richtung der Magnetnadel ist nur die ungefähre Nord-Südrichtung, von der genauen, geographischen Nord-Südrichtung weicht sie nicht unerheblich ab, an manchen Orten um mehr als 20 Grad. Diese *Deklination*, wie die Abweichung mit lateinischem Namen genannt wird, oder *Mißweisung* der Magnetnadel nach seemännischem Ausdruck, war den Chinesen sicher schon um das Jahr 1000 bekannt, während sie in Europa erst von Kolumbus entdeckt wurde, der auf seiner Entdeckungsfahrt nach Amerika mit großer Bestimmtheit wahrnahm, daß die Magnetnadel 200 Meilen westlich von Ferro eine andre Richtung zeigte, als bei der Abfahrt von Spanien. Damit ein Schiff seinen Kurs richtig und sicher ein-

halten kann, ist es notwendig, die Mißweisung des Kompasses an jeder Stelle der Erde genau zu kennen.

Tatsächlich verhält sich die Erde der Magnetnadel gegenüber wie ein großer Magnet, dessen Nordmagnetismus in der Nähe des geographischen Südpols, dessen Südmagnetismus in der Nähe des Nordpols liegt; hält man einen starken Magnetstab über die Nadel und senkt ihn allmählich herab, so verliert diese bei einer gewissen Entfernung des Stabes das Vermögen, sich einzustellen, sie bleibt vielmehr in jeder Lage in Ruhe, der Einfluß der Erde auf sie ist aufgehoben, kann aber durch einen unter die Nadel gehaltenen gleich starken Magnetstab wieder ersetzt werden.

Würden die magnetischen Pole der Erde mit ihren geographischen zusammenfallen, so müßte die Magnetnadel, deren Nordende ja immer nach dem magnetischen Nordpol weisen muß, sich überall genau nach Norden einstellen. Sind dagegen, wie es in Wirklichkeit der Fall ist, geographischer und magnetischer Pol getrennt, so ist klar, daß magnetische und geographische Nord-Südrichtung auseinanderfallen müssen. Man braucht ja nur auf einem Blatt Papier einen Punkt als geographischen, einen daneben liegenden als magnetischen Nordpol zu bezeichnen, und sieht dann sofort, daß die von irgend einem andern Punkt nach diesen beiden gezogenen Linien einen Winkel mit einander bilden, welcher die Deklination der Magnetnadel darstellt.

Für die praktischen Bedürfnisse der Schifffahrt ist es notwendig, die Lage der magnetischen Pole genau zu bestimmen, da sich hieraus die Mißweisung der Magnetnadel für jeden Punkt der Erde in leichtester Weise ergibt. Der magnetische Nordpol wurde bereits im Jahre 1829 von James Ross erreicht, er lag unter 70 Grad nördlicher Breite und 96 Grad westlicher Länge von Greenwich auf der Halbinsel Boothia Felix. Der magnetische Südpol ist noch nicht erreicht worden, er liegt im Innern des von demselben Ross auf seiner Südpolarfahrt von 1838—42 entdeckten Victorialandes, auf welchem zum erstenmal der Norweger Borchgrevink im Jahre 1900 überwinterte.

Will man die Richtung, welche die magnetische Kraft der Erde an irgend einem Orte hat, genau feststellen, so genügt es nicht, die gewöhnliche Magnetnadel zu beobachten; denn diese kann sich nur in der Horizontalebene im Kreise bewegen. Man muß vielmehr eine Magnetnadel so aufhängen, daß sie auch um eine horizontale Achse drehbar ist. Geschieht dies, so bemerkt man, daß sie mit ihrem Nordende abwärts sinkt. Der Winkel, der den Betrag dieser Senkung mißt, also der Winkel zwischen der Richtung der magnetischen Kraft und der Horizontalebene wird die magnetische Neigung oder *Inklination* genannt. Er beträgt bei uns etwa 66 Grad und wächst, wenn man nach Norden wandert, am magnetischen Nordpol ist er 90 Grad geworden, dort stellt sich die Nadel direkt senkrecht ein, nach Süden zu nimmt dagegen die Inklination ab, bis sie in der Nähe des Äquators Null wird, und auf der südlichen Halbkugel der Erde neigt sich das Südenende der Nadel.

Neben der Richtung der erdmagnetischen Kraft kommt für den magnetischen Zustand der Erde noch die Stärke dieser Kraft an jedem Punkte in Betracht. Ist auch diese durch genaue Messungen festgestellt, so ist der magnetische Zustand der Erde überall bekannt, und seine Feststellung muß natürlich die Grundlage für alle Betrachtungen über die Ursachen des Erdmagnetismus bilden. Hierbei stellte sich aber sehr bald eine merkwürdige Schwierigkeit heraus: Der magnetische Zustand der Erde ist kein dauernder, sondern unterliegt fortwährenden Schwankungen. Deklination, Inklination und Stärke der magnetischen Kraft ändern sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr in bestimmter, fortschreitender Weise. Die jährliche Aenderung der Deklination zum Beispiel beträgt nur den achten Teil eines Grades; aber in acht Jahren hat sie sich bereits um einen vollen Grad geändert, in einem Jahrhundert um mehr als 12 Grad. Wenn die Abweichung eine bestimmte Größe erreicht hat, kehrt die Aenderung ihren Sinn um, und langsam durchläuft die Nadel wieder ihre früheren Stellungen. Es handelt sich also um periodische Aenderungen, bei denen die Periode während der Dauer mehrerer Jahrhunderte beendet ist.

Zu diesen sogenannten säkularen Aenderungen des magnetischen Zustandes kommen noch solche, die an jedem Tage eine bestimmte Periode durchlaufen. Bei uns, wo die Magnetnadel eine östliche Abweichung hat, bewegt sie sich vormittags nach Westen, um nachmittags und nachts wieder östlich zu wandern; doch erreichen diese täglichen Schwankungen an Größe noch nicht den vierten Teil eines Grades.

Ein fester Magnet ist die Erde also sicherlich nicht, einfach anzunehmen, daß starke magnetische Massen im Innern der Erde gelagert sind, deren Einfluß auf die Magnetnadel wir beobachten, geht nicht an. Außer den regelmäßigen Aenderungen beobachten wir ja auch die selteneren ganz unregelmäßigen, als magnetische Gewitter bezeichneten, von denen zu Anfang die Rede war. Diese letzteren sind so beträchtlich, daß während ihrer Dauer magnetische Beobachtungen nicht angestellt werden können, weil die in Unruhe geratenen Nadeln beständig hin- und herschwanzen und überhaupt keine feste Lage einnehmen.

Ist also die Erde nicht als fester Magnet zu betrachten, wie erklärt sich dann ihr magnetischer Zustand?

Seit 70 bis 80 Jahren sind wir gewöhnt, die Begriffe Magnetismus und Elektrizität zusammenzudenken. Elektrische Ströme, die Eisen umfließen, machen dieses magnetisch; eine Drahtspirale, die

von einem elektrischen Strom durchflossen ist, verhält sich genau wie ein Magnet, überhaupt kann man sich vorstellen, daß aller Magnetismus durch elektrische Ströme, die den magnetischen Körper umfließen, hervorgebracht wird. Nach dieser Auffassung rührt der Erdmagnetismus von elektrischen Strömen her, die oberhalb der Erde in der Atmosphäre die Erde in bestimmter Weise umkreisen. Daß in der Atmosphäre tatsächlich elektrische Strömungen ablaufen, unterliegt keinem Zweifel, ihr Verlauf im einzelnen freilich ist noch nicht genügend festgelegt.

Seit etwa zwanzig Jahren sind die magnetischen Abweichungen besonders eingehend studiert worden, wozu namentlich das Observatorium in Potsdam beigetragen hat. Es zeigte sich, daß in der Atmosphäre elektrische Ströme verlaufen, die ein bestimmtes Kräftezentrum erzeugen, das im Laufe des Tages einmal um die Erde herumgelangt und so die tägliche Schwankung hervorruft. Die Annahme liegt sehr nahe, daß die Ursache dieser elektrischen Ströme in der Sonne und ihrer Strahlung zu suchen ist, wenn der nähere Zusammenhang auch bis heute noch nicht in genügender Weise gefunden ist.

Auch die unregelmäßigen Störungen weisen auf ähnliche Ursachen hin. Sie sind gewöhnlich mit besonders schön ausgebildeten Polarlichtern verbunden, deren elektrische Natur außer Zweifel steht. In höheren Breiten sind die Polarlichter, die farbenprächtig die dunkle Polarnacht erhellen, keine allzu seltenen Erscheinungen. In unseren Breiten ist ein Polarlicht fast niemals wahrzunehmen, aber in Verbindung mit heftigen magnetischen Störungen kommt es immerhin vor. Das letzte starke magnetische Gewitter trat vor 5 Jahren auf, am 9. September 1898, und damals war ein glänzendes Polarlicht auch hier in Berlin sichtbar; bei dem diesmaligen Gewitter am 31. Oktober wurde in dem noch erheblich weiter nach Süden gelegenen New York ein prachtvolles Polarlicht gesehen.

Aber so schön diese Erscheinungen sind, so haben sie doch für den modernen Menschen, der an pünktliche Regelmäßigkeit gewöhnt ist, viel Unbequemlichkeit im Gefolge. Unser Leben wird immer abhängiger von der Elektrizität, Telephon und Telegraph vermitteln uns mit Hilfe elektrischer Ströme aufs schnellste alle Nachrichten, und diese für unser Leben unentbehrlich gewordenen Apparate versagen bei unregelmäßigen elektrischen Strömungen in der Atmosphäre den Dienst. Noch sind die Ursachen der Störungen nicht genau bekannt, vielleicht liegen sie, für den Menschen unerreichbar, auf der Sonne, wo wir stets eine starke Tätigkeit durch Flecke bei magnetischen Gewittern wahrnehmen. Aber auch, wenn die Störungen sich nicht beseitigen lassen, reizt ihre Erforschung den nach Erkenntnis ringenden Geist. —

Bruno Vorhardt.

(Nachdruck verboten.)

Eine Herzensache.

Von Ulla Linder.

Sie konnte nicht viel über fünfzig oder sechzig Jahre sein. Ein jeder hielt sie aber für über siebzig. Sie war eine kleine alte Frau mit gebeugtem Rücken und einem etwas schmalen, runzligen Antlitz. Das dünne Haar lag wie ein weißes Band um die Stirn und ließ sie nur noch älter und runzlicher erscheinen.

Man staunte darüber, daß die Augen in diesem alten farblosen Antlitz so dunkel und lebhaft sein konnten. Es schien, als seien sie zwanzig oder dreißig Jahre jünger, als ihre alte Trägerin. Bisweilen kam etwas Scheues in den Blick, etwas ängstlich Fragendes und gleichzeitig demütig Bittendes, größtenteils sah sie aber still und zufrieden aus, als gäbe es nichts in der Welt, das sie beunruhigte.

Und doch hatte sie sich jahrelang mit einem großen Kummer getragen. Alle, die sie persönlich kannten und auch diejenigen, die sie nur dem Namen nach kannten, wußten, was ihr Haar so weiß und ihre Wangen so well gemacht hatte.

Sie hatte ein einziges Kind, einen Sohn, und er war in der Welt verunglückt, im Strudel des Lebens untergegangen. Er lebte jetzt irgendwo in weiter Ferne, wo man nichts von seiner Vergangenheit wußte und von wo auch nichts über sein jetziges Leben zu den Seinen drang.

Jedesmal, wenn ich in die Stadt kam, besuchte ich die kleine Alte. Sie freute sich so sehr, wenn sich jemand bei ihr sehen ließ und wußte nicht, wie sie ihrer Freude und Dankbarkeit Ausdruck geben sollte. Mein Weg hatte mich in der letzten Zeit nach einer andern Richtung geführt. Daher hatte ich sie lange nicht gesehen. Eines Tages befand ich mich aber wieder in der kleinen Stadt.

Ich fand sie wenig verändert. Ihr Haar war wohl etwas weißer und ihr Gang etwas schleppender geworden. Sie empfing mich wieder mit offenen Armen. Immer und immer wieder mußte ich ihr von mir und den meinen erzählen, sie fragte nach allem und allem, war im höchsten Grade interessiert und wohlwollend.

In der ganzen Zeit, während ich sprach, mußte ich daran denken, wie viele Thränen und Seufzer und schwere ängstliche Gedanken wohl nötig gewesen waren, um ihr Antlitz mit so vielen Furchen zu durchziehen und ihr Haar zu bleichen und so dünn zu machen.

Es war, als errate sie meine Gedanken. Sie bekam mit einem Mal etwas Scheues und Flehendes im Blick und fing an, still und eifrig an ihrem Strickstrumpf zu arbeiten. Ich schwieg

einen Augenblick. Die Frage wurde mir schwer. Und doch mußte sie gestellt werden. Sie würde es schmerzlich empfunden haben, wenn ich mich mit ihr nicht über ihre Sache unterhalten hätte.

„Wie geht es Richard? Schreibt er oft?“

„Ja, er schreibt bisweilen. Sehr oft ja gerade nicht. Er hat viele Arbeit, schöne Arbeit. Und — dann sind die Briefe so teuer — es ist ein so langer Weg.“

Sie sah da und versuchte, so unbekümmert wie möglich auszufragen, als sei die Frage das Natürlichste von der Welt, aber ich sah, wie die Hände, die die Stricknadeln hielten, zitterten und wie die großen, runden Brillengläser feucht wurden.

„Wie geht es Richard?“ wiederholte ich meine Frage. „Es interessiert mich wirklich, von ihm zu hören.“ Sie legte den Strickstrumpf fort, schob die Brille auf die Stirn und nahm meine Hand in ihre beiden.

Sie war sichtlich tief darüber gerührt, daß Richards Ergehen mich interessierte und ich sie so dringend bat, mir von ihm zu erzählen. Nach einer kurzen Pause begann sie denn auch, langsam, vorsichtig und mit gedämpfter Stimme. Je weiter sie aber sprach, desto eifriger wurde sie, desto mehr waren ihre Gedanken von dem in Anspruch genommen, was ohne Frage fortwährend ihren Geist beschäftigte. Die kleinen, dunklen Augen zitterten und leuchteten, und eine dunkle Röte breitete sich über die blassen Wangen aus. Ich sah still da und lauschte, meine Gedanken beschäftigten sich aber weniger mit Richard, als mit ihr selbst. Wie sie ihm folgte, diese alte Mutter, von Enttäuschung zu Enttäuschung, von Not zu Not, ohne daran zu zweifeln, daß er schließlich doch noch in die Höhe kommen würde. Jede Angst und Demütigung, die er erduldet hatte, mußte auch sie über sich ergehen lassen. Immer hatte sie aber die Hoffnung aufrecht erhalten.

Sie sprach von der vielen Arbeit, die ihn beschäftigte, von der Anerkennung, die er schließlich doch noch finde. Richard hatte ihr seine Photographie und Geschenke senden wollen, sie hatte ihn aber dringend gebeten, davon abzusehen und das Geld selbst zu gebrauchen, sich dafür etwas Nützlich, etwas ihn Erfreuetes zu kaufen.

Mein Herz krümmte sich vor Mitleid mit der Alten. Ich sah, welche Mühe sie sich gab, sich selbst und mich hinter das Licht zu führen. Richard war immer noch der verlorene Sohn, der, wie ich wußte, unrettbar tiefer und tiefer sank. Ich mußte mich aber so stellen, als halte ich ihn für gerettet. Dadurch würde ich sie in ihrem Glauben bestärken und sie schließlich soweit bringen, daß sie alles das, was sie von Richard erzählte, als bare Münze nahm. Dadurch würde ihr Lebensabend sich milder und leichter gestalten.

Ich sah noch still da, als die Sonne hinter der Fliederhecke im Garten verschwand, und als ich mich erhob, um zu gehen, begleitete sie mich bis an die Gitterthür. Sie ging mit leichten, schnellen Schritten. Es war als werde ihre gebückte Gestalt größer und als ziehe ein jugendfrischer Hauch über die vertrockneten Äste. Sie streichelte meine Hand, und ehe wir uns trennten, flüsterte sie mit einem hoffnungsvollen Blick und einem leichten Nicken des weißen Kopfes:

„Lassen Sie sich bald wieder sehen. Ich spreche so gern mit Ihnen über Richard.“ —

Kleines feuilleton.

sg. Eine mitfühlende Seele. Auf dem Tische dampfte schon der Kaffee, als die junge Frau in ihrem rosafarbenen Morgenkleide an das Balkonfenster trat: „Sieh nur, Georg, wie hübsch es sich macht; der weiße Reif auf den roten Weinblättern!“ Sie fröstelte, trotzdem eine behagliche Wärme das Zimmer durchströmte.

Der Mann blickte kaum von seiner Zeitung auf. „Ja. Es wird wieder 'mal Winter.“ Er las ein paar Zeilen. „Du kannst allmählich die Pelze in Stand setzen lassen.“

„Das ganze Feld ist weiß.“ Die junge Frau sagte es fast begeistert. Und fügte vorwurfsvoll hinzu: „Du interessierst Dich auch gar nicht für Naturschönheiten.“

„Doch.“ Der Mann trat zu ihr heran. „Aber Du läßt wieder mal den Kaffee kalt werden.“ Sein Blick wanderte hinaus auf die weißbereifte Vorstadtlandschaft. In der Ferne, noch halb verschwommen im Morgennebel, erhoben sich qualmende Fabriken. Und über den Wall, der durch die Felder ging, dampfte ein Ringbahnzug. „Es ist wirklich ein ganz annehmbares Panorama.“ Und mit einem schlecht unterdrückten Triumph in der Stimme: „Siehst Du! So etwas hatten wir in Deinem vielgerühmten Westen nicht!“

Sie nickte, aber mit einem Zug schmerzlicher Entfugung um den Mund. Plötzlich schral sie zusammen und faßte den Arm ihres Mannes: „... Komm. Wir wollen Kaffee trinken.“

Er ließ sich erschaunt am Tisch nieder: „Was hast Du denn, Milchen?“

„Ach!“ Sie stützte den Kopf in die linke Hand und warf mit der rechten Zuder in die Tasse. „Da waren wieder die — Leute.“

„Leute? — Ach soo!“ Er lachte. „Die Obdachlosen!“ Er nahm einen Schluck des warmen Getränks. „Die gehören mit dazu. Das ist in dieser Gegend nicht anders.“ Und er deklamierte: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil... Daß Du Dich daran noch nicht gewöhnt hast!“

„Nein!“ Sie stieß es fast heftig hervor. „Ich hab' keinen

Genuß vor dem Ganzen, wenn ich seh'n muß, wie andre — leiden! Du freilich: Du bist ein Egoist!" Sie tunkte ein Stück Kuchen in den Kaffee und führte es zum Mund. „Ein herzloser Egoist bist Du! Keinen Funken von Gefühl!"

„Ae". Er schnitt sich gemächlich die Spitze einer Cigarre ab. „Ich kann doch nicht dafür. Ergo: was geht's mich an? Ich glaube sogar, es ist 'n ziemlicher Beweis von Humanität, daß ich keinen Ton sage, wenn Du meine Großschenk an die Zechbrüder verpulverst."

„Ach! Du machst mir innerlich wohl gar einen Vorwurf daraus, daß ich mitleidig bin und gebe?"

„I wo. Gib Du mir. Du hast doch nu mal so'n zartes Gemüt. Trotzdem es schade um jeden Sechser ist. Denn die wandern doch bloß in die Destille."

„Meinst Du? Das wäre doch unerhört! Es giebt gewiß auch ordentliche Leute darunter."

„Hast Du schon mal einen ordentlichen Menschen gesehen, der keine Weibe hat? Ergo —?"

Die Frau fand nicht gleich eine Antwort auf diese Frage. Erst nach einer Weile erwiderte sie nachdenklich: „Neulich war einer da, der machte aber wirklich einen guten Eindruck. Der arme Mann klagte mir sein Leid."

„Na ja," fiel ihr Gatte höhnisch ein: „Vater von sechs unmündigen Kindern, wie? Die Melodie kennt man doch!"

„Nein." Die Frau schüttelte energisch den Kopf. „Zehn Jahre war er in Arbeit, sagte er. Ist dann krank geworden und entlassen. Als er aus dem Krankenhaus kam, wollte ihn niemand; er war noch zu schwach. Schließlich konnte er seine Wohnung nicht mehr bezahlen und mußte ins Asyl. Von dort kam er an dem Morgen und hat um eine Tasse Kaffee."

„Die hast Du ihm natürlich gegeben. Mit Schlagfahne, wie?"

„Nein. Ich reichte ihm fünf Pfennig."

„Nanu?" Das klang sehr spöttisch.

Sie fuhr gereizt auf: „Ja! Wegen der Tasse natürlich! Wer soll denn da nachher noch draus trinken? Deshalb geb' ich stets lieber Geld. Dann ist man die Leute doch gleich wieder los."

Auf dem Korridor schrillte die elektrische Glode. Die Frau fuhr erschreckt zusammen. „Da ist gewiß wieder einer. . . Ich geb' nicht!"

„Ist das Mädchen nicht da?" Er fragte es zornig, und sie verneinte stumm. Mit energischen Schritten ging er hinaus, lehrte aber besänftigt zurück: „Es war nur der Briefträger. . . Höre mal, Mielchen! Das geht so nicht weiter. Du wirst total nervös dabei. Ist ja sehr schön, daß Du so ein mitleidiges Herz hast, aber eine Empfindsamkeit in solchem Maße — das ist einfach krankhaft!"

Sie geriet fast in's Schluazzen: „Ich hab' solche Angst vor den Leuten. Namentlich, wenn ich allein bin. Wenn mir nun einer was tut? Deshalb geb' ich schon lieber allen, damit sie gemächlich bleiben. . . Warum müßten wir auch aus unsrem schönen Westen in diese pauvre Gegend ziehen!"

„Na ja! Da bist Du ja wieder auf dem richtigen Geleise! Das ist immer das Ende vom Liede! Warum wohnen wir nicht im Westen? Ja, zum Kukud, ich muß doch gerade früh genug aufstehen! Oder rechnest Du die zwei Stunden tägliche Wegersparung für nichts? Er lachte grob. „Soll ich etwa meinen schönen Posten deshalb aufgeben, weil das Geschäft zufällig hier im hohen Norden liegt?"

„Wenn nur das Asyl nicht in der Nähe wäre!"

„Das Asyl! Das Asyl!" Er lief wütend auf und ab. „Man hat wahrhaftig keine gemüthliche Stunde mehr im Hause. Bloß wegen dieses dummen Humanitätsinstituts! Jeder Bettler erhält ein Gratisquartier. Unserer hat für sein schweres Geld noch nicht mal 'ne ruhige Wohnung. Das ganze Familienleben wird einem zerrissen! Jede gute Laune zerstört! Du hast Dich aber auch! Die Leute sind zufrieden, wenn man ihnen nichts thut. Aber diese verdammte Weichherzigkeit! Weiß der Teufel, wie Du dazu gekommen bist. Früher — ich weiß es ganz genau — littest Du nicht an übertriebener Sentimentalität."

„Weil wir im Westen wohnen und ein verschlossenes Haus hatten. Auf der Straße sah man überhaupt nichts Ergreifendes. Alles Leute aus unserm Stand fast. Dazu doch auch ein paar interessante Toiletten. Und im Hause? Na, der Portier ließ auch nicht einen durch, der kein anständiges Zeug auf dem Leibe hatte."

„Dafür wohnen wir hier um so billiger."

„So. Und die Gaben?"

„Ja!" Er blieb wie in plötzlicher Erleuchtung vor ihr stehen. „Sag mal: wie viele kommen denn hier so durchschnittlich auf einen Tag?"

„Durchschnittlich?" Sie rechnete. „Na, so ungefähr acht bis zehn werden's wohl sein."

Er staunte. „Und jeder kriegt fünf Pfennige?"

„Mindestens. Die besonders graulich aussehen, zehn."

„Na, Du! Das macht eine anständige Summe im Jahr."

„Sag' ich ja. Wenn wir das zur Miete hinzulegten und uns weiter hinein nach der Stadt ein verschlossenes Haus suchten, viel teurer käm's uns auch nicht."

„Allerdings." Er überlegte. Plötzlich griff er nach der Uhr: „Donnertwetter! Höchste Zeit!" Er lief nach Paletot und Hut.

„Also ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Adieu, Mielchen."

Sie hielt ihn fest: „Sag' lieber gleich ja. Heute abend bist Du womöglich schon wieder anderer Meinung."

Er schwankte. „Ich hab an der Wohnung sonst wirklich nichts auszufehen." Er zog wieder die Uhr.

„Sag ja!" Sie bat sehr innig. „Ich mache mich dann nachher gleich auf den Weg."

Er gab sich einen Ruck. „Na, also dann: Ja! In Gottesnamen! Beim nächsten Umzugstermin rücken wir ab! Er lächelte sie lächelnd: „Bist Du nun zufrieden, Du mitleidende Seele?"

Sie nickte glücklich. —

Vollskunde.

k. Wie weit verbreitet der Brauch gewesen ist, mit Bildern eines Menschen einen Zauber auf ihn auszuüben, darüber macht Siegmund Kränkel in dem neuesten Heft der „Zeitschrift für Volkskunde" einige interessante Mitteilungen. Um einen eigenartigen Liebeszauber handelt es sich in folgendem Brauch, über den der arabische Schriftsteller al Gahiz berichtet. Man macht zwei Wachssterzen und giebt ihnen die Gestalt zweier Menschen. Dann vergräbt man sie insgeheim. Wenn dies nun so geschieht, daß ihre Gesichter einander zugewendet sind, dann neigen sich die dargestellten Personen einander in Liebe zu; wenn sie einander den Rücken kehren, dann hört die Liebe der beiden auf." Ein merkwürdiger Verfluchungszauber findet sich auch in einigen Versen des Testaments des heiligen Ebraem: „Die ägyptischen Zauberünstler nahmen, um Mojen zu verderben, etwas von seinen Haaren und seinen Kleidern. Dann machten sie ein Bild Mojis, legten es auf ein Grab und riefen ihre Dämonen gegen ihn an." Die Haare, die von Mojes selbst stammten, sollten den Zauber kräftiger machen. Zu früher arabischer Zeit wurde von einem Mann, der die Treue gebrochen hatte, ein Bildnis in Ton angefertigt und aufgestellt. Dann rief man: „Er hat die Treue gebrochen, also versuchet ihn." Ein persisches Wörterbuch berichtet über einen zauberischen Brauch, nach dem der Fettschwanz des Schafes mit Nadeln durchstochen, dann unter Zauberformeln auf einem alten Grabe aufgehängt und eine brennende Laterne darunter gestellt wurde. Wie durch die Hitze das Fett allmählich sich löste und verging, so sollte auch der, dem der Zauber galt, in Abzehrung dahinsiechen und sterben. —

Humoristisches.

— Aus einem Schulaufsatz. „Erwägen wir alle erörterten Umstände, so sind wir mit dem großen Dichter Schiller berechtigt zu sagen:

Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie vor Zeugen Böses muß gebären!" —

— Der Gipfel. „Ihr Herr Kesse wünscht bei uns einzutreten — ist er denn auch fähig?"
„Bitte: sogar hoffähig!" —

— Die „geziemende Belehrung". Amtsrichter (eines ländlichen Amtsgerichts, nach Verkündigung des Urteils, zu den Bauern): „So, Leute, das Urteil habt Ihr gehört. Wenn Ihr Schafsköpfe Euch nun noch den Allerwertesten voll Kisten holen wollt, dann geht hin und erhebt Verurteilung gegen das Urteil. (Zu dem als Gerichtsschreiber fungierenden Referendar gewendet): „Herr Referendar, nehmen Sie zu Protokoll, daß die Parteien in geziemender Weise über das Rechtsmittel der Verurteilung belehrt worden sind." —
(„Jugend.")

Notizen.

— Ein neues Schauspiel Arthur Schnitzlers „Der einsame Weg" wird noch in diesem Winter erstmalig im Deutschen Theater in Scene gehen. —

— Die Neue Shakespeare-Bühne des Dr. Erich Pötel bringt als nächste Vorstellungen „Timon von Athen" und „Maß für Maß" heraus. —

— „Wenn wir altern", Oskar Blumenthals neues Versspiel, erlebt am 9. d. M. im Hamburger deutschen Schauspielhaus die Premiere. —

— Im dritten Philharmonischen Konzert (9. November) gelangt Edward Griegs „Peer-Gynt-Suite" zur Aufführung. —

— Eugen d'Alberts neue Oper „Im Tiefland" wird am Sonnabend im Deutschen Theater zu Prag erstmalig gegeben. —

— Des verstorbenen Hugo Wolfs Oper „Corregidor" erzielte bei der Erstaufführung im Münchener Hoftheater einen starken Erfolg. —

— Planquettes seit Jahren nicht in Berlin gegebene Operette „Hip-Hip" wird in der zweiten Novemberhälfte, textlich völlig umgearbeitet, im Theater des Westens aufgeführt werden. Der Operettentenor Julius Spielmann wird mit diesem Stück ein längeres Gastspiel beginnen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. November.